

lismus als eine Notwendigkeit akzeptiert, um durch ihn zu sozialem Fortschritt zu gelangen.

Die äußeren Erfolge, die Roseberry in der letzten Zeit erzielt hat, können nicht darüber täuschen, daß die alte liberale Partei innerlich tot ist. Ob sie aber auch wirklich aus dem Wege geräumt werden wird: das hängt von den Arbeitern ab. Wird der Streit zwischen Campbell-Bannerman und Roseberry die englischen Arbeiter zur selbständigen Politik beflecken? Oder wird sie Roseberry für sich einfangen? Es wäre ein Unglück für England und die Welt, wenn die Versammlung Roseberrys in Cheltenham, wo ihm Bergarbeiterführer ministrerten, für die Aussichten der Emancipation der englischen Arbeiter zum Vorzeichen werden sollte.

## Politische Übersicht.

Wir Landwirte . . .

In Münster wurde am Sonnabend dem vor sieben Jahren verstorbenen „westfälischen Bauerlönig“ Burchard v. Schorlemers-Alst ein Denkmal enthüllt, das der Westfälischen Bauernverein ihm als seinem ehemaligen Präsidenten errichtet hatte. Diese Enthüllungsfeier gestaltete sich zu einem feiste zentralmärkischen Agrardemagogie, das durch die Anwesenheit des Oberpräsidenten v. d. Recke als Vertreter des Kaisers, des ehemaligen preußischen Landwirtschaftsministers v. Hammerstein und des gegenwärtigen v. Podbielski geschmückt wurde. Bei dem obligaten Festmahl, das der Denkmalsfeier folgte, schwang der von der Post zur Landwirtschaft abkommandierte Kavalleriegeneral eine Rede, in der er sagte:

Ihr verstorbenen Präsident hat gelehrt, was es heißt, einig zu sein, daß die Einigkeit es ist, welche Kraft schafft. Die Kraft ist es, welche mahnt, zu allen Zeiten Wohl zu halten. Wir Landwirte bestätigen nicht mit Unrecht, daß es uns schlecht gegangen, daß man unsere Lebensbedingungen nicht erkannte, daß wir leiden, unter einem befondeinen Druck stehen. Wir kämpfen nicht dafür, daß andere Erwerbsweise bestreikt werden, mit Kampf für Partei. Wir wollen nicht unmäßig sein in unseren Forderungen, wir wollen gleiches Licht, wie wollen, wie der erste Reichskanzler sagte, auch einen Platz an der Sonne. (Lebhafte Bravo.) Das ist's, was wir erstreben, wie wollen nicht auf Kosten anderer Erwerbszweige Forderungen aussstellen über uns bereichern. Wenn wir zusammenfassen, was durch die den Osten und Westen berührende Bewegung geht, so ist es das eine, daß der Bauer nicht bangt ist um die Arbeit, sondern daß der Lohn der Arbeit den Erfordernissen des Lebens nicht entspricht. Zu gleicher Zeit ist anzuerkennen, daß wir nicht wollen, daß etwa die Industrie zum Stillstand komme. (Ause: Nein, nein!) Wir wissen, wie innig die Landwirtschaft mit der Industrie und dem Handel verbündet ist. Wir können und nicht, wie falsche Propheten behaupten, auf einen Isolierschmelz setzen. Die Bauernvereine müssen sich leiten lassen vom Vertrauen zu ihren Führern. In diesem Vertrauen erst kommt die Macht der Vereinigung zum Ausdruck.

Herr v. Podbielski hat unlängst eine Rede gehalten, in der er gegen den agrarischen Glauben an die Allheilkraft der Schuhzölle ein paar herzliche Bemerkungen wogte. Er hat damit den Born der agrarischen Führer erregt und beeilt sich nun, Buße zu thun. Graf Bülow und Graf Posadowsky, Herr v. Thielmann und Herr v. Rieckhöfer, alle, die in der Sozialistkommission und im Plenum des Reichstages die übermäßigen Forderungen der Agrarier bekämpft haben, werden zu ihrer höchsten Verwunderung hören, wie ihr Ministerkollege die Bauernvereine zum Vertrauen auffordert jenen Führern gegenüber, die die entschieden Gegner der Regierungsvorlage sind. Der Westfälische Bauernverein hat sich unter dem Einflusse dieser Führer Befordernungen zu eigen gemacht, die nach wiederholten Erklärungen für die Reichsregierung ebenso wie für die preußische Regierung unannehmbar sind.

Herr v. Podbielski mag das mit seinen Kollegen ausmachen, und Graf Bülow mag darüber nachdenken, wie weit die Hofsäfte des preußischen Landwirtschaftsministers in sein angeblich so einheitliches Regierungssystem passen. Für uns ist vor allem die Hemdmeligkeit interessant, mit der hier der offizielle Vertreter einer deutschen Regierung mit einem einzelnen Berufstande gemeinsame Sache macht. Herr v. Podbielski sagt einfach: Wir Landwirte . . . Mit einer so reizenden Naivität, als ob niemand dabei etwas Böses denken könnte, erklärt er, daß sein Interesse, als Privatmann, als Landwirt, ja doch mit den Interessen der anderen Landwirte parallel läuft.

Herr v. Podbielski ist ehrlich genug, auf die Maske der Objektivität zu verzichten. Er sagt es rund und nett: Wir Herren Staatssekretäre und Minister, wir hohen Offiziere und Beamten ziehen aus diesem einen Berufe unsere wirtschaftliche Kraft. Ihr Landwirte habt von uns nichts zu fürchten, denn

wir sind Eure Berufsgenossen, und wenn wir es nicht sind, sind es unsere Brüder, Onkel oder Väter. Wir halten zusammen, wir Landwirte!

Der Streit zwischen der Regierung und der Mehrheit der Hollkommission verliert unter solchen Umständen viel an Schwere. Es ist ein Streit „unter uns Landwirten“. Um so klarer müssen die anderen, die ihr Beruf aus dieser schönen Gemeinschaft ausschließen, sich dessen bewußt sein, daß sie die Vertreibung ihrer eigenen wirtschaftlichen Interessen von niemand anderem erwarten dürfen als von sich selbst. Denn in der hohen preußischen Regierung können nach Herrn v. Podbielski schönem Vorbild höchstens noch durch Herrn Möller — „wir Lederfabrikanten“ in Betracht, niemals aber:

Wir Arbeiter!

## Deutsches Reich.

Parlamentsbriefe.

### Aus dem preußischen Landtag.

**H. Berlin, 17. März.** Im Abgeordnetenhaus geht die Beratung des Kultusdetals so langsam von statten, daß der Präsident heute wieder zu dem Aufhülfemittel einer Abendberatung greifen mußte. Die um 4 Uhr nachmittags abgebrochene Sitzung wird um 10 Uhr abends fortgesetzt. Bisher wurde heute das höhere Mädchengymnasium besprochen. Der freisinnige Abg. Weelsamp trat für eine weitgehende Reform des höheren Mädchengymnasiums ein, verlangte insbesondere unter Hinweis auf die damit in Skandinavien erzielten günstigen Erfolge die staatliche Errichtung von Mädchengymnasien. Kultusminister Stüdt war auf die Rede vorbereitet, er hatte ein Konzept mitgebracht, das er verlor, dessen Schrift er offenbar aber zur schwer entziffern konnte. Wechselseit verlor er sich, mehrfach begann er mit irrigen Konstruktionen und mußte sich verbessern. Im Hause machte sich ob solch großerartiger oratorischer Leistung schon gelinde Heiterkeit geltend. Der Inhalt stand mit der Redekunst des Ministers auf gleicher Stufe. Er war recht minderwertig. Von den Mädchengymnasien will die preußische Regierung absolut noch nichts wissen, auch an einer Änderung der Bildungsbestimmungen für das Universitätsstudium der Frauen denkt sie nicht. Man kann behaupten, sie steht der ganzen Frauenbewegung noch immer rückständig und verständnislos gegenüber. Alles was von ihr in der Frage der Reform des höheren Unterrichts für Mädchen zu erreichen ist, scheint eine Verlängerung des Lehrplans und der Gymnasialkurse zu sein. Die Regierung erfreut sich damit des Beifalls des Abgeordneten für Spandau, Pastors Schall, einer der am wenigsten klugen Männer in der Volksvertretung. Sein feingebildeter Amtsbruder Pfarrer Hadenberg huldigt einem gewöhnlichen Fortschritt, und selbst Herr Dr. Arent ist der Meinung, daß unser höheres Mädchengymnasium arg zurückgeblieben ist.

Beim Kapitel Kunst und Wissenschaft hielt der national-liberale Abg. Dr. Voithius eine ganz verständige Kündrede. Er brachte einzelne Wünsche für die Berliner Museen an und sprach dann über Kunst im allgemeinen. Auch die moderne Kunst hat Berechtigung und falsch sei es, der Kunst Direktiven geben zu wollen. Das waren seine Freiheiten. Die freisinnigen Abg. Dr. Müller und Weelsamp befürworteten die Drosselung der Museen am Abend, sie fanden aber weder mit ihrem Vorschlag bei der Museenverwaltung noch sonst im Hause Anhang.

Die weitere Beratung erfolgt in der Abendsitzung.

### Altmodisches und Modernes aus der braunschweigischen Landstube.

Die braunschweigische Landstube ist ohne Zweifel die altmodischste ihrer Gattung. Im Vergleich mit ihr ist selbst die preußische Landstammer ein modern tappeziertes und parlamentarisch möbliertes Appartement. Schon in ihrer Zusammenfassung ist sie eine Konservierung der vormärzlichen altstädtischen Verhältnisse, und wer sie bei ihrer geisterhaft stillen Thätigkeit beobachtet, muß sich unwillkürlich des Eindrucks erwehren, als erlebte er ein Märchen und wäre diese ganze Gesellschaft da unten ein altvorwundenes Landstädtehaus, das aus der Zeit des Spätmittelalters durch einen bösen Zauber zum Weiterleben verurteilt wäre. Sie scheint es auch selbst zu empfinden, daß sie längst historisch geworden ist und ins Germanische Museum nach Nürnberg gehört; darum arbeitet sie möglichst geräuschlos und schließt sich hermetisch von jedem frischen Aufzug ab, um das ganze Wilhelms aus Großvaters Zeiten mit seiner müssigen Atmosphäre in unversäumlicher historischer Treue zu bewahren.

In dieses verwunsene und verschlossene Dornröschenschloß

ist nun dieser Tage ein Märchenprinz gedrungen, der freilich selbst noch ziemlich Rosoto ist. Aber in dieser Gemeinschaft der Heiligen wirkt selbst ein Abgeordneter modern, der sich darüber beschwert, daß die Innere Mission und der evangelisch-soziale Kongress durch das Braunschweigische Vereins- und Versammlungsrecht in der Bekanntmachung ihrer Heilsbotschaften beschwert worden sei. Der neue Mitarbeiter des braunschweigischen Landtags ist ein Abgeordneter Hauswaldt, und der klagt gar beweglich, daß „die bekannten Vorträge des Marienfürsten“ nicht hätten von Damen besucht werden dürfen, wenn nicht die Liberalität des Polizeipräsidenten hier ein Auge zugedrückt hätte. Also soweit haben es die Braunschweiger Bionswächter bereit gebracht, daß die ganz gewiß nicht revolutionäre Propaganda der inneren Missionsträger sich an dem Stocherkahn der braunschweigischen Polizeigesetz fängt! Es ist wirklich rührend.

Der Polizeiminister Hartwig verläßt hierauf die bereits gestern von uns im Auszug mitgeteilte Erklärung, und wir können heute hinzufügen, daß diese die Auffassung der Braunschweiger Landesregierung wiedergibt. Da Herr v. Posadowsky auf dem entgegengesetzten Standpunkt steht und die Reichsregierung die Regelung des Vereinswesens den Landesregierungen überläßt, wird das braunschweigische „Juwel“ der Mitwelt noch einige Zeit erhalten bleiben. Die Frommen im Laufe mit ihren „Damen“ werden sich also weiter mit der Künftigen der Polizei von Fall zu Fall behelfen müssen.

Der Appetit kommt beim Essen. Nachdem Herr Hauswaldt einmal in den Aupel der Erkenntnis gebissen, sandt er Geschmad am Interpellieren und er wußt sich sogar zum Anwalt der Arbeitervereine und der politischen Moral auf. Er brachte einen Fall von Polizeiopfer zur Sprache, und er that dies nur so wirksamer, als er dabei die Sprache des naiven Philisters redete, die in der Polizei eine moralisch hochanständige und Gott wohlgefällige Einrichtung sieht. Diesmal handelt es sich nicht um die Innere Mission, sondern um das Tanzvergnügen eines Arbeitervereins, das die Polizei aufgelöst hatte, weil angeblich Nichtmitglieder davon teilgenommen hatten. Er sagte:

Was soll man aber dazu sagen, wenn jemand von der Polizei, nachdem die Polizeidirektion die Erlaubnis erteilt hat, selbst ein Individuum dazu anstiftet, sich in das Tanzvergnügen einzuschleichen und nachdem dies geschehen ist, ein Polizeiwache meister dann das Tanzvergnügen aufhebt. (Aup: Doch unmöglich!) Man nennt das für gewöhnlich Polizeiopferheit, ich habe so lange nicht geglaubt, daß das vorkommen könnte, bis mir von einwandreiter Seite die Beweise erbracht worden sind, ich habe die Sache dem Herrn Minister vorgelegt. Im August ist ein Vergnügen des 1000 Mitglieder zählenden Hilfsarbeiterverbandes aufgelöst worden, nachdem die Polizei einen Schlosser gebunden hatte, sich einzuschleichen, ebenso wurde ein Vergnügen des Arbeitervereins aufgelöst, wo auch die Polizei eben aus der Strafanstalt entlassenes Individuum gebunden, das sich einschießen mußte. Das Wunderbare bei diesen Auslösungen ist, daß die Polizei dem Worte kein Strafmandat zufügt, sonst wäre es zur gerichtlichen Entscheidung gekommen. Was folgte: Empörte Mitglieder des Arbeitervereins zogen weiter, schlichen sich in einen Kriegerverein, um dienen zu können, und der Polizeibeamte mußte auch das Vergnügen des Kriegervereins auflösen. Das sind Verhältnisse, wo einem, wie man sagt, die Haare zu Berge stehen, es ist schon gering Unzufriedenheit vorhanden, und ob zu diesen beiden Vereinen auch Sozialdemokraten gehören, das darf uns in unserer Verurteilung über Recht und Unrecht nicht betrüren.

Diesem Einmaleins der politischen Moral und des gesunden Menschenverstands gegenüber bekannte sich der Polizeiminister Hartwig zu der höheren Mathematik polizeilicher Staatsweisheit, die mit einerseits - andererseits Positiv in Negativ, Recht in Unrecht, und umgedreht verwandelt. Einerseits müßte der Sozialdemokrat erlaubt sein, was für andere Staatsbürger auch gelte; andererseits müßte die Polizei hier ganz besonders aufmerksam sein, weil — die Tanzvergnüge „ihre politische Seite haben“ und die polizeilichen Maßnahmen daher in der Überzeugung gewonnen worden seien, daß diese „zum Schutz der Gesellschaft nötig sind“. Die Polizeiopferheit ist damit als notwendige Staatseinrichtung anerkannt. Über den vorliegenden Fall von Polizeiopferheit urteilte der Minister:

Es handelt sich hier nicht um provokatorische Böswilligkeiten, sondern um Sicherung eines Beweises. Es ist ähnlich, als wenn die Polizei, wenn der Verdacht vorliegt, daß unstillbare Schriften verkauft werden, jemanden hinsichtlich und läßt solche kaufen, oder, wenn Verdacht vorliegt, gefälschte Nahrungsmittel kaufen läßt. Nun kann man über diese Frage verschieden denken und vom ethischen Standpunkte aus sagen: Es ist ein absolut unrichtiges, verwerfliches Mittel. In diesem Falle bin ich nicht in der Lage zu sagen, daß die Maßregel ungerecht

„Nun, jetzt wird sie leiden, die Kuh . . .“ sagte Grischka düster und that, als wolle er sie von sich stoßen; aber sie wußte schon, daß er dies nicht thun würde und drängte sich noch enger, noch fester an ihn.

Dann blitzen seine Augen auf, er warf die Arbeit auf die Diele, zog die Frau zu sich auf die Knie, küsste sie oft und lange, seufzte dabei aus voller Brust und sprach halblaut, als ob er fürchtete, daß jemand horche:

„Ach, Motraj! Wir leben zusammen ai—ai wie schlecht . . . wie Tiere beißen wir uns . . . Und weshalb? Mein Schicksal will es so . . . der Mensch wird unter einem Stern geboren und der Stern ist — sein Schicksal!“

Aber diese Erklärung befriedigte ihn nicht und er sah nach, die Frau an die Brust pressend.

So saßen sie lange im trübten Lichte und der beklommenen Lust ihres Kellers. Sie schwieg und seufzte, aber zuweilen erinnerte sie sich in solchen guten Augenblicken an die unverdienten Krankheiten und Schläge, die sie von ihm erhalten, und mit stillen Thränen wußte sie ihn vor ihm selbst an.

Dann liebkoste er sie bestürzt durch ihre zärtlichen Vorwürfe noch heiser, und sie zerfloss noch mehr in Klagen. Dies endlich reizte ihn wiederum.

Genug das Stöhnen! Vielleicht schmerzt es mich tausendmal mehr, wenn ich Dich schlage. Verstehst Du? Nun und sei still. Euch muß man nur loslassen, so packt Dich einen an der Kehle. Läßt das Gerede. Was kannst Du dem Menschen vorwerfen, wenn sein Leben verhegt ist?“

Ein andermal wurde er weicher unter dem Strom ihrer stillen Thränen und leidenschaftlichen Klagen und sagte düster und nachdenklich:

„Was soll ich bei meinem Charakter anfangen? Ich thue Dir weh . . . das ist richtig. Ich weiß, daß Du mir die einzige Seele bist . . . nun, daran denke ich nicht immer. Siehst Du, manchmal mag ich Dich nicht ansehen, Motraj! Als ob ich Deiner fett wäre. Und mich überfällt dann so eine Wut — ich möchte Dich zerreißen und mich selbst auch. Und je mehr Du Recht vor mir hast, desto mehr möchte ich Dich schlagen . . .“

Raum, daß sie ihn verstand, aber sein reuevoller und zärtlicher Ton beruhigte sie.

„Gott wird geben, daß es besser wird — werden uns gewöhnen,“ sagte sie, unbewußt, daß sie schon lange aneinander gewöhnt waren und sich nichts mehr zu geben hatten.

„Sieh, wenn uns ein Kindchen geboren würde — würde es besser für uns . . .“ sagte sie seufzend. „Wir würden Freude und Sorge haben.“

„Ja, warum thust Du es denn nicht? Gebier . . .“

„Ja . . . wenn Du mich immer schlägst, kann ich doch nicht . . . Du schlägst so stark auf den Magen und in die Seiten . . . Wenn Du mich wenigstens nicht mit den Füßen treten würdest . . .“

„Run,“ rechtfertigte sich Grigorij düster und verlorix, „kann man denn in solchem Falle erwägen, womit und wohin man schlagen muß? Ja, und ich bin doch kein Schinder . . . und schlage nicht zum Vergnügen, sondern aus Gram.“

„Und woher kommt dieser Gram?“ fragte Matrena traurig.

„Es ist mein Schicksal so, Motraj!“ philosophierte Grischka. „Das Schicksal und der Zug der Seele . . . Schau mal, bin ich schlechter, wie andere, wie der Kleinruss zum Beispiel? Dennoch lebt der Kleinruss und

grämt sich nicht. Er ist allein, keine Frau, niemand hat er . . . Ich würde ohne Dich kreppieren . . . Und er — nichts! Er raucht seine Pfeife und schnuppelt; begnügt sich, weiß der Teufel, auch mit seiner Pfeife. Und ich kann nicht so . . . ich bin offenbar mit einer Unruhe im Herzen geboren. So einen Charakter habe ich . . . Beim Kleinruss ist er wie ein Stock, aber bei mir wie eine Springfeder; man drückt sie — sie zittert . . . Gehe ich zum Beispiel auf die Straße hinaus, sehe dies und jenes, das ich selbst nicht habe. Das grämt mich. Der Kleinruss hat nichts nötig, aber mich ärgert sogar das, daß er, der schnurrbartige Teufel, nichts will, und ich . . . ich weiß nicht einmal, was ich alles will . . . alles! Na ja . . . Ich sitze da im Löche und arbeite immer und habe nichts. Du bist meine Frau, aber was ist an Dir interessantes? Ein Weib, wie jedes andere, mit allem weiblichen Kram . . . Ich kenne alles an Dir; wie Du morgen niesen wirst — weiß ich sogar, weil Du schon tausendmal in meiner Gegenwart geniest hast.“

Was für ein Leben kann es denn also für mich geben? Es hat nichts Interessantes für mich. Nun, und ich gehe in die Kneipe, weil es da lustig ist.“

„Ja, warum hast Du denn geheiratet?“ fragte Matrena.

„Warum?“ Grischka lächelte. „Der Teufel weiß warum . . . es war nicht nötig, um es offen zu sagen . . . Besser ist es, Barfüßler zu werden . . . Obgleich man oft frieren muß, aber man ist frei — kann gehen, wohin man will! Marschiert durch das ganze Land!“

„So geh doch, und lass mir die Freiheit,“ sagte Matrena, und die Thränen standen ihr in den Augen. (Fortsetzung folgt.)